Welche ungeheuren Dimensionen und Prospekte übersieht man, wenn man oben auf der Place de l'Etoile am Triumphbogen steht, und welch erhabener Blick bietet sich von der Place de la Concorde nach allen Seiten hin: nach dem mächtigen Komplex des Louvre, der einst so üppige Königswillkür sah; nach dem würdevollen griechischen Säulenbau der Madeleine-Kirche, die ursprünglich von Napoleon als eine Ruhmeshalle errichtet ist und in der jetzt die Pariser um die Mittagszeit die Messe hören; nach der gleichfalls gräzisierenden Chambre des Députés hinüber, jenseits der Seine; und vor allem die breite Avenue der Champs Elysées hinauf, über den ewig rollenden Autokorso hin, nach dem majestätisch aufragenden Bilde des Triumphbogens, dem Wahrzeichen der napoleonischen Eroberungsherrlichkeit, einem der monumentalsten und ergreifendsten Profile, die man überhaupt in Städtebildern sehen kann.

Wandert man durch gewisse Stadtteile hin, besonders auf Montparnasse und in Saint Honoré, so ist man erstaunt über die Fülle alter Kunstgegenstände, besonders aus dem achtzehnten Jahrhundert, die in den Geschäften angehäuft sind. Ein Laden mit schönen alten Dingen des Kunstgewerbes reiht sich hier an den andern; überall winken einem reizende Porzellane und bunten Fayencen aus den Schaufenstern entgegen; überall sieht man die kolorierten Kupfer des achtzehnten Jahrhunderts, Miniaturen, Modestiche, Rahmen, Spiegel und tausend andere Sachen. Wochenlang kann man herumbummeln, und immer wieder entdeckt man neue Läden mit neuen Reichtümern. Frankreich scheint ganz unerschöpflich an solchen Sachen alter Kunst zu sein. Dazu kommen die ungezählten Läden mit neuen und alten Büchern, denn Paris ist in hohem Maße eine bücherkaufende Stadt. Zumal auf dem linken Ufer der Seine, dem gelehrten Viertel, wimmelt es von Buchhändlern und Antiquaren. An den Kais entlang, auf der Sandsteinrampe der Seine, locken die ungezählten Kästen der Bouquinisten, angefüllt mit alten Schwarten zu 50 Centimes bis zu 1000 Francs das Stück.

Läden mit frischen Blumen sucht man in Paris fast umsonst. Merkwürdig, dies Volk, das der Freude so zugeneigt ist, findet an frischen Blumen keinen besonderen Gefallen. Die Kränze, die es seinen Toten spendet, bestehen aus frostigen Glasperlen, welche die Formen von Blumenvorzutäuschen suchen. Auch auf den Gräbern werden keine Blumen gepflegt. Es gibt für unser Gefühl nichts Kälteres und Trostloseres als die Pariser Friedhöfe mit den unwirtlichen Gräbern, auf denen sich immer nur Steine, diesich nicht selten zu kleinen Kapellen zusammenschließen, erheben; ein farbloser Wald von frierenden Steinen . . .

Die Architektur des Pariser Straßenbildes besticht durch ihre einfache Vornehmheit. Die Häuser zeigen eine ganz traditionelle Uniformität, keines sucht sich vor dem andern durch besondere Eleganz oder besonderen Schmuck hervorzutun. Man kennt ja diemalerischen Straßenprospekte der großen französischen Impressionisten. Die Avenue de l'Opera, die Rue royale und die großen Boulevards haben sie, meist aus dem Fenster eines höheren Stockwerks gesehen, immer wieder mit allen Reizen des Lichtes und der Atmosphäre auf die Leinwand gebracht. Alle besseren Pariser Häuser sind aus Sandstein errichtet; und dieser Sandstein bleibt ohne Schmuck. Durch stillschweigendes Uebereinkommen baut man die Häuser einer Straße genau gleich hoch, so daß die Dächer und ihre Gesimse eine gerade Linie bilden. Niemals bemerkt man ein geschmackloses Ornament. Der einzige Schmuck dieser Sandsteinfronten besteht in den kleinen eisernen Balkonen oder besser Austritten, die sich vor jedem Fenster befinden. Vor dem obersten Stockwerk läuft ein Balkon ganz durch. Und da die Häuser einer Straße gleich hoch sind, so läuft dieser Balkon oben die ganze Straße entlang, was einen traulichen, dabei architektonisch strenglinigen Eindruck macht. Die Pariser haben mit Takt zu bauen gewußt, und es war nicht ihr Streben, den Nachbar zu übertrumpfen. In neuerer Zeit sind freilich auch die Pariser Architekten bedenklich angekränkelt.

Durch die Straßen hin klingen die Laute einer Sprache, die ein gutes Abbild des französischen Wesens ist: diese Sprache ist blaß, nicht tief, aber sehr nuanciert, so daß sie aus ihrer Armut Vorteil zu schlagen weiß und durch die abgestuften Nuancen zu einem gewissen Reichtum gelangt. Sie ist klar, natürlich und geordnet. Die deutsche Sprache ist viel tiefer, aber weniger geordnet. Und das Wesen der beiden Völker entspricht ihren Sprachen durchaus. Die Franzosen haben nicht im entferntesten die philosophische Tiefe der Deutschen, aber sie haben die Heiterkeit, und Renan sagt einmal, die gaîté gauloise sei vielleicht die wahrste aller Philosophien. Die Franzosen sind ein künstlerisches Volk; aber es gibt doch zu denken, daß es ihnen niemals geglückt ist, einen Künstler allerersten Ranges hervor zu bringen.

Das künstlerische Niveau ist höher bei ihnen als bei irgend einer anderen Nation der neueren Zeit. Aber sie haben nicht einen einzigen Namen, den sie den großen ewigen Namen der Germanen an die Seite setzen könnten: Beethoven, Goethe, Rembrandt. Frankreich ist das Land der Genies zweiten Grades.

-⊡-

Am Ausguck

Die nebelige Seereise.

Erdkunde ist immer eine schwache Seite der Franzosen gewesen, und das günstige Ende des Weltkrieges hat daran anscheinend nichts geändert. Das zeigte eindringlich eine Prüfung für mittlere Postbeamte, die kürzlich in Bordeaux abgehalten wurde und in Erdkunde mit einem kläglichen Durchfall endete. Die aus dem praktischen Leben gegriffene schriftliche Aufgabe lautete: „Sie reisen zu Schiff von Bordeaux nach Nantes und fahren so nahe an der Küste, daß sie alle Städte und Flußmündungen erkennen können. Was sehen Sie?" Die meisten Prüflinge hatten aufs Geratewohl Flüsse und Städte durcheinander gemengt, wieder durchgestrichen und neue Namen hingesetzt in der Meinung, auf eine Handvoll Note käme es nicht an. Nur einer, der wahrscheinlich seines Nichts durchbohrendes Gefühl am deutlichsten empfand, gab eine kurze aber sauber geschriebene Arbeit ab. Wie erstaunte aber der Prüfungsausschuß, als er über die Seereise des hoffnungsvollen Anwärters folgendes las: „Kaum hatten wir die Mündung der Garonne verlassen, deren Ufer sich immer mehr den Blicken entzogen, als sich ein dichter Nebel auf das Meer senkte, der jede Aussicht benahm. Schauerlich tönte das Nebelhorn durch die graue Wand, die uns umgab. Nur mit Mühe fand der Kapitän die Mündung der Loire, und erst als wir uns Nantes näherten, fegte ein frischer Landwind den lästigen Nebel in die See hinaus." Statt nun die Findigkeit und Geistesgegenwart des Prüflings zu bewundern, der vielleicht berufen war, dem französischen Postwesen ganz neue Wege zu weisen, ließ der kurzsichtige und rückständige Ausschuß ihn durchfallen. Und da sage noch einer, daß die Neuzeit sich bemüht, in der Jugend das kommende Genie zu entdecken!

Land zu verschenken.

Als das ohnehin schwach bevölkerte Ostpreußen zu Anfang des 18. Jahrhunderts durch die Pest streckenweise ganz menschenleer geworden war, suchte die Regierung neue Ansiedler ins Land zu ziehen und schenkte ihnen nicht nur so viel herrenlos gewordene Grundstücke, wie sie haben wollten, sondern belohnte sie auch noch mit Geld, wenn sie recht viel Land übernahmen. Als Gnadengeschenk von der Regierung „eine Hube Land" zu erhalten, war nichts Ungewöhnliches. Es kam aber oft genug vor, daß die auf diese Weise Beschenkten über die Gabe in Angst und Schrecken gerieten und sich weiteren Gnadenbeweisen durch die Flucht entzogen. Als im Jahre 1736 in Gumbinnen der Termin zur Verteilung der wüsten Gärten und Ländereien festgesetzt worden war, erschien vor diesem Tage bei dem Kriegs- und Domänenrat, der über die Verteilung zu bestimmen hatte, ein Schneidermeister, der dem Herrn Rat einen Staatsrock zum Geschenk brachte, sich dafür aber als Gegengabe die Gnade ausbat, bei der Zuteilung von Gärten und Land — übergangen zu werden!

Ein teurer Rausch.

Siebenundvierzig Jahre und zehn Monate schweren Kerkers, das ist die Strafe, die das Militärgericht in Peterwardein dieser Tage über den Albaner Mustar Jusuvovic vom 7. Infanterieregiment verhängt hat. Jusuvovic, ein strenggläubiger Muselmann, wurde an einem Festtage von seinen Kameraden verleitet, zum ersten Male in seinem Leben dem Alkohol zuzusprechen. Zwei Glas starken slawonischen Weines genügten, um die Urteilskraft des Mohammedaners lahmzulegen. Er fühlte sich krank, mußte aber trotzdem auf Wache ziehen, und stand nun, ergrimmt über sein Schicksal und die Uebertretung der Gesetze des Propheten bereuend, auf Posten vor der Kaserne. Kinder gingen vorüber und Soldaten und lachten den grimmig dreinblickenden, etwas unsicher dastehenden Posten aus. Jusuvovic kochte vor innerer Wut, und sein Herz schrie nach Rache. Und da geschah das Unglück. Die Leutnants Duschan Kokotovic und Milan Papic kamen in Begleitung ihrer Damen an dem Posten vorbei und warfen einen fragenden Blick auf die fragwürdige Gestalt. Damit war ihr Schicksal besiegelt. Jusuvovic ließ sie an sich vorbei und als sie hundert Schritte entfernt waren, sandte er ihnen als sicherer Schütze zwei Kugeln nach, die beide Offiziere tot zu Boden streckten. Auf das Jammergeschrei der Frauen stürzte der russische Oberstleutnant Leonid Uspenski aus einer Nebengasse herbei, aber — ein dritter Schuß aus dem Gewehr des seiner selbst nicht mehr mächtigen Muselmanns streckte auch ihn schwerverwundet zu Boden. Da wich der Weindunst von Jusuvovics benebeltem Hirn, er warf sein Gewehr fort und ergriff die Flucht. Zehn Tage später wurde er aufgegriffen und vor Gericht gebracht. Das Urteil lautete auf siebenundvierzig Jahre und zehn Monate schweren Kerkers, und diese Strafe wurde in die gesetzliche Höchststrafe von zwanzig Jahren schweren Kerkers umgewandelt.

Wie man Riesenbrücken spinnt.

Eine eigenartige Brücke ist die Delaware-Brücke in Philadelphia, eine Hängebrücke von gewaltigen Ausmaßen und über 533 Meter mittlerer Spannweite, die äußerlich den bekannten Newyorker Brücken über den East River gleicht. Neu ist die Bauweise, denn das Tragkabel von 76 Zentimeter Durchmesser wurde nicht fertig über die Brückentürme gelegt, sondern über sie an Ort und Stelle hinweggesponnen. 306 Drähte wurden jedesmal zu einem Strang gebraucht, der zunächst mit Bandeisen verschnürt wurde. Nicht weniger als 61 dieser Stränge ergaben erst das Tragkabel, das zunächst als ghantiges Strängebündel über die Türme von Ufer zu Ufer hing. Als die beiden Strängebündel, welche die Brücke tragen sollten, fertig waren wurden sie hydraulisch mit einem Druck von 76,2 To/m zu einem kreisrunden Kabel zusammengepreßt, wobei sich der Durchmesser des losen Strängekabels von 90 Zentimeter auf etwa 76 Zentimeter des Fertigkabels verringerte. Es kann also jeder mit dem beruhigenden Bewußtsein über die Brücke gehen, daß sein Leben an 37 332 stählernen Fäden hängt. A. C. J.

Im Urwald verirrt.

Mitten im südamerikanischen Urwald wurde der Forscher G. H. Dyott von seinen indianischen Führern treulos im Stich gelassen. Eines Morgens erwachte er, einsam in der weglosen Wildnis, ohne Nahrungsmittel und ohne Waffen — und im Bewußtsein, daß die Indianerstämme in dieser Gegend grausame „Kopfjäger" sind, die um einer Kopftrophäe willen zu jeder Schandtat bereit sind. Wie er sich aus dieser Lage herausfand, wie sie ihn schließlich noch zu seltenen Einblicken in das Leben der Indianer führte — das erzählt Dyott im Mai-Heft der „Koralle", in dem auch die merkwürdigen Aufnahmen veröffentlicht sind, die er im Innern Südamerikas machte.

Enttäuschung.

In der richtigen Erkenntnis daß die Staatsbürger keineswegs der Behörden halber da waren, sondern im Gegenteil die Behörden zur Ordnung und Erledigung der mancherlei Belange der Bürger geschaffen sind, war seinerzeit herab die Weisung ergangen, sich im Verkehr mit dem Publikum eines zwar sachlichen, aber höflichen Tones zu befleißigen.

Entsprechend habe ich die Beamten meines Dienstbereiches unterrichtet. Dies tat ich um so überzeugter, als mir der zuweilen herrische Ton meiner Dienststellen in eigenen Angelegenheiten oft Unbehagen bereitet hatte.

Einer meiner Sekretäre, ein besonders liebenswürdiger Mann, glaubte nunmehr eine neue Zeit dienstlichen Schrifttums gekommen und sandte alsbald in Sachen eines Schadensanspruches, den der Antragsteller dem Reiche gegenüber geltend machte, folgende Anfrage an ihn:

„Auf Ihr wertes Schreiben vom 16. ds. Mts. werden Sie ergebenst gebeten, zunächst Ihre Personalien hierher mitzuteilen. Wie heißen Sie? (Sämtliche Vornamen wollen Sie freundlichst angeben.) Wann und wo sind Sie geboren? Die beschleunigte Beantwortung dieser Fragen dient zur raschen Erledigung Ihrer Schadensache." —

Worauf der Antragsteller, seines Zeichens ein oberschlesischer Bergmann, in Mißachtung der höflichen Anfrage kurz und rauh antwortete: „Geht Sie gar nichts an, schicken Sie das Geld!"

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 21 — Mittwoch, 25. Mai — 1927

Himmelfahrt

Von Dr. phil. Hans Walter Schmidt.

Der Himmelfahrtstag zog herauf, ein Himmelfahrtstag im sonnigen Orient, in der hochgebauten Stadt Jerusalem, im Angesicht des Oelberges. Im ersten Morgengrauen lag die heilige Stadt, eingebettet zwischen dem westlichen Höhenzug des Zion und dem östlichen Dschebel es-Tur, dem Oelberg. Von der Straße, die das Kidrontal hinab gen Jericho durch die Wüste Juda führt, stieg sanft der Weg zum östlichen Gipfel, dem eigentlichen Oelberge empor. Vorsichtig tastend, klapperte der Huf meines Pferdes auf rasselndem Gestein. Es war ein herrlicher Morgen. Blau spannte sich das Himmelszelt in weite Ferne. Gleich goldenen Lanzen schossen die Strahlen der aufgehenden Sonne im Osten hinter dem Oelberg hervor. Rasch nahte der Morgen mit seiner Fülle von Licht, mit seiner lebenspendenden Wärme. Zu beiden Seiten des Weges starrten wie stille Wächter graustaubige, fiederblätterige Oliven, die wohl schon Jahrhunderten getrotzt haben. Turteltauben flogen erwachend von Ast zu Ast und gurrten liebeheischend im Gezweig. Die Mauersegler begannen ihr neckisches Spiel und fuhren mit pfeilendem Schrei durch die Luft. Ein Turmfalkenpaar schwebte droben im Aethermeer und zog majestätisch seine Kreise. Schon ertönte die laute Stimme der Muedzin (Gebetsrufer) von den Minaretts der Moscheen: „Allahu akbar, aschhadu anna la illaha ill-Allah, aschhadu anna Mohammeddan rasul-Allah . . ." Das Leben Jerusalems, das sich im Freien abspielt, erwachte. Lauter und lauter, wie die Brandung des fernen Meeres erscholl dort unten das Rufen und Schreien der Fellfischenden in den Straßen des Basars, das Klappern von Menschenfüßen und das Rasseln der Hufe von Kamelen, Pferden und Eseln auf dem holprigen Pflaster der Gassen. Da hub eine Glocke an zu läuten, die Glocken im Turme der Erlöserkirche: Sie läutete Himmelfahrt ein, und ihrem Beispiel folgten die Glocken der anderen christlichen Kirchen und Kapellen.

Ich atmete auf, wie von einer Last befreit und zügelte mein Tier auf der Höhe des Oelberges. Heute am Himmelfahrtstage stand ich auf dem Berge, von dem aus einst Christus die Welt verlassen hatte. Hier auf dem Oelberg geschah einst das letzte Wunder im Leben des Heilandes. Mag die Ueberlieferung verschiedener Ansicht sein, was tat es? Es verlangte mich, genau die Stätten hier oben auf dem Oelberge zu betrachten, von dem einst Jesus gen Himmel gefahren. So lenkte ich denn mein Tier zur höchsten Spitze des Oelberges empor zu dem Dorfe Kafr et-Tur, das heißt Dorf des Oelbaumes, das von einer Mauer umschlossen und mit herrlichen Oelbäumen geschmückt ist. In dieser Stätte hatte die griechische Kirche den Platz der Himmelfahrt erblickt und eine Kirche mit hochragendem Glockenturm erbaut. Offenbar hat an dieser Stelle früher ein armenisches Kloster gestanden, denn man fand beim Bauen Mosaiken mit armenischen Inschriften aus dem neunten und zehnten Jahrhundert und eine Grabkammer. Langsam stieg ich den sechzig Meter hohen Glockenturm empor, um oben einen Blick in die Runde zu werfen. Weit dehnte es sich aus, das Land Juda mit seinen rundlichen Kuppen und zackigen Brüchen und Schluchten. An diesem Bilde hat die Flucht der Jahrtausende kaum etwas verändert; das alles hatte sicher auch Christus geschaut, als er von dieser Erde Abschied nahm. Im Westen schweift der Blick ungehindert über das Hügelland hinweg und bleibt erst ruhen auf einer besonders hohen Erhebung, wo aus dem massigen Bau einer Moschee ein spitzer Turm sich zum Himmel reckt, das Grab des Propheten Samuelis. Mehr im Norden erblickt man das Grab des Propheten Jeremia, das kleine Anathoth. Von Südwesten grüßen die Häuser Bethaniens herüber und das Dorf Abu Dis, das alte Bethphage. Und dort hinten erhebt sich aus dem Hügelland die Stadt Bethlehem, von der er ausgegangen war, der hier einst gen Himmel fuhr. Im Südosten aber breitet sich das öde wüste Hügelland von Juda aus, hinab zur sandigen Ebene el Ghor und zum fruchtbaren Urwaldstreifen des Jordans, bis sich dieser in der trägen Salzflut des Toten Meeres verliert. Das war das heilige Land mit allen seinen Stätten, deren Namen uns vertraut sind. Sinnend stieg ich hinab und durchquerte auf meinem Tiere wiederum das Dorf, um die Himmelfahrtskapelle abendländischer Tradition zu besuchen. Sonderbar mutet es den Christen an, wenn er erfährt, daß im Jahre 1835 diese Kapelle, ein kleiner achteckiger Bau mit einem Kuppeldach, von den Mohammedanern erbaut wurde. Auch ihnen ist dieser Platz heilig, und die christlichen Gottesdienste hängen von der Erlaubnis Andersgläubiger ab. Auf dem Felsboden wird hier ein Abdruck gezeigt, der von dem Fuße Christi herrühren soll. Hinabreitend besuchte ich noch den Platz „Viri Galilei (Männer von Galiläa)", von den Arabern „Karem es-Sajad (Weinberg des Jägers!)" genannt. Hier soll der Ort sein, wo der Engel nach der Himmelfahrt die Männer aus Galiläa anredete.

-⊡-

Himmelfahrts-Umgang und Singen

Von H. Hambruch.

Ob der Gründonnerstag und der Himmelfahrtstag, der ja auch auf einen Donnerstag fällt, in der altgermanischen Mythologie dem Himmelskönig Thor, dem Donnergott, besonders geweiht war und deshalb in die christliche Religion in analogen Bedeutungen übernommen ward, ist ein strittiges Problem. Es genügt, die diesbezüglichen Parallelen festzustellen.

Himmelfahrt ist jedenfalls bis in unserer Großväter Zeit der Tag der Flurgänge, des Wettersegens und der singenden Eschprozessionen gewesen. Gesang um die Feldmark herum sollte dem Acker Fruchtbarkeit und die Gnade des Himmels erflehen, zu dem Christus an diesem Tage auffuhr. Das Wort Esch wird meist keltischen Ursprungs gedeutet — von uisge gleich Wasser, in Städtenamen wie Eschwege, Eschweiler, Eschborn erhalten. Der Herr, dem gleichzeitig die Macht über den vernichtenden Blitz und den zürnenden Donner wie über den Segen des Regens gegeben ist, soll geehrt und angebetet werden. Der Volksglaube will wissen, daß meist am Himmelfahrtstag ein Gewitter auftritt, das Unheil, das aber auch Gnade bringen kann.

Zwei geräucherte Schaffschinken schenkte man in der Lüneburger Heide früher dem Küster, der am Himmelfahrtsmorgen mit den Knaben singend von Acker zu Acker zog, Gott um eine gute Ernte zu bitten. Ein alter Lehrer soll hier einmal bei einem schlecht wirtschaftenden Bauern zornig sein Gesangbuch zugeklappt haben, um dann auszurufen: „Hier helpt keen Singen! Hier mutt man düngen!" In den katholischen schwäbischen Gemeinden trug man ein altes großes Kruzifix um die ganze Gemarkung, machte an vier Stellen Halt und las je ein Stück aus den vier Evangelien. Mit Kreuzen und Fahnen mußten die Bet- und Bittage dieser Bet-, Kreuz- und Gesangwoche, wie früher auch wohl die Himmelfahrtswoche genannt wurde, gefeiert werden. Der Blutritt von Weingarten bei Altdorf fand am sogenannten Wetterfreitag statt, dem Freitag nach Himmelfahrt; zu Pferde, in alter militärischer Bekleidung erschienen die Teilnehmer, voran der Pater Custos auf einem Schimmel, während des ganzen Ritts umtönt von der heiligen Blutglocke, selbst die Reliquie des heiligen Blutes tragend. In Bentheim zog man früher am Himmelfahrtsmorgen früh zum „Tautreten" hinaus, was den Fluren wie den Menschen Glück bringen sollte. Wer in Oesterreich-Schlesien beim langsamen Umritt der Aecker, an dem sich auch die Dorfrichter beteiligen mußten, das schönste Pferd sein eigen nannte, erhielt die Königswürde für das Jahr. Mit einem Hundsfell mußte die Pauke überzogen sein, die der Spielmann vor den Vortänzern auf der mecklenburgischen Gabelheide im 15. Jahrhundert beim festlichen Umzug der Saatfelder schlug. Noch Ende des 19. Jahrhunderts fand im Dorfe Nietleben bei Halle ein feierlicher Flurumzug zur Feststellung der „Marke" und der Ortsgrenzen statt. Damit sich die Knaben genau die einzelnen Grenzen merkten, „streichelte" man sie mit frischgeschnittenen Ruten; die Pfefferkuchen der Himmelfahrtsstuten in Schlesien, die Weißbrot-Gige des Herrn Paten, die Kugelhoppen oder Pallisaden der Bäcker mußten dann die Tränen wieder trocknen. Die Brotvögel des Allgäu, das „fliegende Fleisch" in England (Geflügel) deuteten symbolisch Christi Flug zur Höhe an.

Umgang und Singen ist dem Himmelfahrtstag bis heute treu geblieben, wenn es auch meist nur in Spaziergängen und Ausflügen stattfindet. Die alten Sitten und Gebräuche an diesem Tage aber versinken mehr und mehr in das mystische Dunkel der Legende.

-⊡-

Der grüne Donnerstag im Mai

Von Dr. Johannes Kleinpaul.

So hat der weiland Magdeburger Magister und Poet Georg Rollenhagen in seinem „Froschmäusekrieg" den Himmelfahrtstag genannt: „Der grüne Donnerstag im Mai". Ob das derzeit vor vierhundert Jahren, allgemeine Redeweise oder nur dichterische Freiheit war, — sicher ist dieser „Donnerstag im Mai" immer grün, der „grüne" vor Ostern aber meist noch nicht.

Freilich fällt Christi Himmelfahrt nicht stets in den Wonnemond. Früheste Möglichkeit ist der 30. April, spätestе der 4. Juni. Der hängt mit der Wandelbarkeit des Osterfestes zusammen, das Luther ärgerlich ein „Schuckelfest" nannte. Immer aber ist es ein Donnerstag, der wichtigste unter seinesgleichen im ganzen Jahresrund, und nach weitverbreiteter Meinung ein ausgemachter Donnerwettertag.

Deshalb blickten unsere Ahnen um diese Zeit immer Donnerstags himmelan. Schon, als sie von biblischen Wundern noch nichts wußten, und als das der Fall, nicht mit nur christlichem Gefühl. Selbst, wenn der „Himmel" über ihnen — während der Himmelfahrtsfeier — ein Kirchengewölbe war, zu dem sich das Bild des Erlösers hinauf hob: „Wo sich unser Herrgott hindreht, da der Wind hergeht."

Was ein richtiger Bauer war, hatte den ganzen Tag lang keine Ruhe. Der Mann rührte kein Messer, die Frau keine Nadel an. Unter Vorantritt der Geistlichkeit zog man mit fliegenden Heiligenbildern, Gesang und Gebet

Hin

Ein selger Tag
Entrückt der
Ein Tag, durch
Ein Tag, empo
O Christi Him
Wir unser Hau
Und jenem W
Von neuem fle
O laß vom Lic
Auf deine Jün
Auch meine m
Gib frischen M

Gib, daß in ei

Gib, daß von

Daß ich auf de

Du Tag der H

Christi Himmelfahrtstag

Die Schr

Christi Himmelfahrt ist ein Tag
des Gottesempfindens
seiner Auferstehung
bisse, der Triumph
und die Ueberwind
liegt auch
an die zweifelnd
„Mußte denn nic
Herrlichkeit eing
Christi Himmelfahrt ist ein
Lorbal" Empor
mung und jene F
Verfinsterte begeg
sucht unserer Sc
Erde verschwinde
unser Geist auf
Aether, wo alles
und Unendliches

Ständig leb
Jenseits in unse
fühlsmäßigen. D
sagemenschen, d
oft in Verzückun
mit der Wirklich
Erschrecken, daß
der Mensch da e
schrecken wandel
Freude zu körp
messen, die über

Auch gestalt
wöhnlich mit be
den der Frühlin
Tod in der Nat
Knospen kündig
der noch mit ro
liegt, nein, die
sten Blüte entf
angelangt. Die
Grün der Wiesen
der Sträucher u
Sänger flattern
lachende, agurö
hinaus aus der
wo der Sonnen
Flur weht, die
sehen wir andäc
geheimnisvolle
Das wundere
eine Melodie e
läßt. Hymnisch
Ende entrückt

Vögel erscheine
schwebt eine Le
ein zwitschernde
lichts, während
von Schatten ein
denen Glanz be
Blicken da, wie
ein Spiegel des
gessen. Das K
wäre der letzte
als hätten wir
fuchsstiegel erh
fliegen.

Silbern schim
den ergänzt vo
Baum tönt vom
phonie von Tö
in die Unendlic
in „Sehnsucht

Stiege

Mit hellen
Leicht schwanke
ten Pappeln de
sah allein mit
Verwandten bei
lich zu machen.

Überhörte eine

Sie? . . .
Ein breites
Wieder wu
Wein kam Brut
„Jndiskrete
Jahre, habe ic

rund um die Flur. Alle Grenzsteine waren Gnadenstationen.

Eine Auserwählte, die Maid, die dabei die „Glücksblume", den Allermannsharnisch, fand. Glücklich, wem über seinem Tore das „Donnerkraut" gedieh, von allen anderen beneidet, wer auf seinem Schornsteine ein Storchenpaar wohnen hatte, die waren gefeit!

Was ist von alledem geblieben? Heute noch ist in manchen Gegenden geboten, bis zum Himmelfahrtstage alle Rauchfänge zu revidieren. Wie nüchtern ist unsere Welt. Nicht mehr, als dermaleinst, als im Jahre 1531 der Ulmer Rat, als im Jahre 1773 Friedrich der Große — doch nur bis 1789 — die Feier von Christi Himmelfahrt überhaupt verbot.

Doch wen kümmert das heute? Obschon mancher Himmelfahrtstag anders verlief, als mancher es sich dachte, — jeden drängt und treibt es heute hinaus in die Wunderwelt der wiedererwachten Natur, und jeder bringt etwas mit heim.

Was heuer? Einen Schnupfen? Einen Strauß?

Alte Himmelfahrtsbräuche

Von Mela Escherich-Wiesbaden.

Der Himmelfahrtstag heißt in Oberhessen der „Gekräutertag", weil man an ihm heil- und zauberkräftige Kräuter sucht, die um diese Zeit im besten Saft stehen. Gegen Zauberei sind Braundosten (Majoran) und Baldrian wirksam. Man hängt sie in die Stube oder über die Stalltür. Im Vogelsberg wird des öfteren eine Geschichte von einer Magd erzählt, die mit einer Last Gras durch den Wald gegangen und einem Hexenmeister begegnet sei, der ihr zornig zugerufen habe:

Wenn du net bei dir häst Braundoste und Baldrio,
Wost ich dir bald das Haisgenich eheriffe ho!

Ohne daß sie es wußte, hatte die Magd nämlich unter ihrem Gras die beiden Kräuter gehabt.

In Bayern windet man am Himmelfahrtstage „Antlaßkränzlein" von Mauerpfeffer und hängt sie zum Schutze gegen Hexen vor die Fenster und an die Stalltüren. Diese Pflanze wächst abgeschnitten ohne weitere Pflege weiter, so daß die Kränzlein den Sommer über frühlich grünen.

In Hessen und Nassau bringt man die Nacht vor dem Himmelfahrtstag im Walde zu. Selbst noch in großen Städten wie Frankfurt, Wiesbaden ist es allgemein üblich, daß junges Volk abends in den Wald hinauszieht und erst bei Sonnenaufgang heimkehrt. Es geht dabei ganz ehrbar zu. Die Sitte stammt sicher noch aus heidnischer Zeit, hat sich aber erhalten in dem Bedürfnis des Stadtbewohners, hier den Zusammenhang mit der freien Natur zu wahren. Man wird dabei an ein schönes Wort erinnert, das Eichendorff in seiner „Ahnung und Gegenwart" ausspricht: „Jedes Weltkind sollte wenigstens jeden Monat eine Nacht im Freien einsam durchwachen, um einmal seine eitlen Mühen und Künste abzustreifen."

Die Maibraut

(Volkskundliche Betrachtung zum Himmelfahrtstage.)

Eine Anzahl der schönsten Volksbräuche ist seit alter Zeit mit dem Himmelfahrtstage verknüpft. Allerlei heilkräftige und glückbringende Kräuter auf Umgängen und Ausflügen zu suchen, ist ja eine Gepflogenheit, von der selbst der Städter unserer Tage noch nicht völlig abgekommen ist. Die Maibraut aber, die vor allem von der Dorfjugend umhergeführt wird, wobei sie sich untereinander Gaben in Gestalt von Leckereien und Geldspenden für abendliche Tänze und sonstige Lustbarkeiten erbittet, gilt als Verkörperung des Frühling und seiner segenspendenden Kräfte. In vielen Gegenden ist es Sitte, am Tage vor Himmelfahrt die Ortsstraßen mit Laub- und Blumengewinden, die von den jungen Mädchen gewunden werden, für den Empfang der Maibraut zu schmücken. Der „Brautpfad", d. h. der Weg, den der Zug nehmen wird, pflegt mit Frühlingsblüten bestreut zu werden. Während meist das schönste Mädchen des Dorfes als Maibraut erscheint, ist zuweilen auch noch die Sitte verbreitet, ein Kind, völlig in Blumen und Zweige eingehüllt, durch den Ort zu tragen und mit allhergebrachten Liedern und Gesängen Gaben zu erbitten. In manchen Gegenden Badens ist es der „Ufferbrud", der lediglich von den Mädchen des Dorfes am Himmelfahrtstage durch das Dorf geleitet wird, während Heischelieder gesungen werden. In Langwedel kannte man bis zum Ausgang des achtzehnten Jahrhundert die „promenade du chameau", einen Umzug, bei dem ein kunstvoll gestaltetes Kamel durch die Stadt geführt wurde, dem eine Reihe von blumen- und laubverhüllten Gestalten, teilweise auch auf einem laubbedeckten Wagen, folgten; auch dieser Umzug, der wohl auf ähnliche Ursprünge zurückgeht, wie die Sitte, die Maibraut umherzuführen, fand am Himmelfahrtstage statt.

Vogelsang

Von Hans Fischer-Dessau.

Vor Jahren kam mir einmal in einem Berliner Blatt ein Artikel über die Nachtigall zu Gesicht, der mir in Erinnerung geblieben ist, denn jener Berliner versicherte allen Ernstes, daß ihm das Telephongeklingel und die Autohupe zehnmal lieber seien, als das Geheul der Nachtigall. Den Namen allerdings ließ er gelten, denn was so betäubend durch die Nacht gelle, heiße mit Recht Nachtigall.

Wir aber wollen es uns nicht nehmen lassen, von einem richtigen Vogelgesang zu sprechen und dabei sogar prominente Künstler und sogenannte Haus-, Feld- und Wiesensänger zu unterscheiden. Von den Kennern werden wohl die meisten die Nachtigall an die Spitze der Prominenten stellen und wahrlich, wenn „Philomelens Klag' den Hain durchschauert", dann kann nur eine überaus trockene Seele unberührt von diesen herrlichen Tönen, diesem Jubel und wieder diesem Schluchzen bleiben. Daß die Nachtigall nachts singt, wenn sonst alles schweigt, umgibt ihren jetzt im Mai unermüdlichen Gesang noch mit einem besonderen Zauber. Was die Leuchtkraft und den Schmelz der Töne betrifft, steht also die Nachtigall unübertroffen da, aber als Musiker-Dichter sind ihr andere Stimmkollegen noch über. Die Nachtigall singt in scharf abgesetzten Strophen, zwischen denen sie Pausen einschaltet. Anders die Gartengrasmücke; sie orgelt gleich minutenlang, ohne abzusetzen. Sie hat nicht die tiefen Glockentöne der Nachtigall, aber dafür hat sie den langen Atem, sie singt ganze Balladen und das mit einer unendlich süßen Stimme. Viele stellen ihr das Schwarzplättchen gleich, aber so schön dessen nach dem Ende zu immer stärker werdender Ueberschlag auch ist, er ist doch einförmiger als der unerschöpflich scheinende Gesang der Gartengrasmücke. Der Gartengrasmücke fast gleich kommt der Sumpfrohrsänger, ein Zwerg, der jedoch ein unerhörtes Repertoir in seiner kleinen Kehle hat und sozusagen alles in seine Vogelkehle übersetzt, was in seiner Umgebung kreucht und fleucht. Auch der Gartenspötter, der so ziemlich als der letzte vom Winterquartier zurückkehrt, ist ein Künstler, der die verschiedensten Vogelstimmen, das Zwitschern der Rauchschwalbe, das Kichern des Rotkehlchens usw. kunstvoll in seinen Vortrag verwebt. Schon zur ersten Frühjahrszeit beherrscht ihr charaktervoller Schlag, den man ein Dichten nennen kann, den Wald, dessen keuscher Zauber in ihren Tönen widerspiegelt. Auch die Feldlerche gehört zu unseren besten Sängern. Nicht umsonst wird gerade sie von den Dichtern aller Zeiten als Frühlingsherold verherrlicht. Erstaunlich ist ihre Lungenkraft, die über ihre Artgenossen in der Gesangskunst Auch die Heidelerche hat mi tihrem lieblichen Bedudel mit Recht ihre besonderen Liebhaber, darunter keine geringeren als Alfred Brehm und Hermann Löns. Und selbst der Zaunkönig bringt noch einen Schlag fertig, den man diesem Knirps niemals zutrauen möchte, und dabei singt dieser leider allmählich vor der Kultur zurückweichende Vogel auch im Winter.

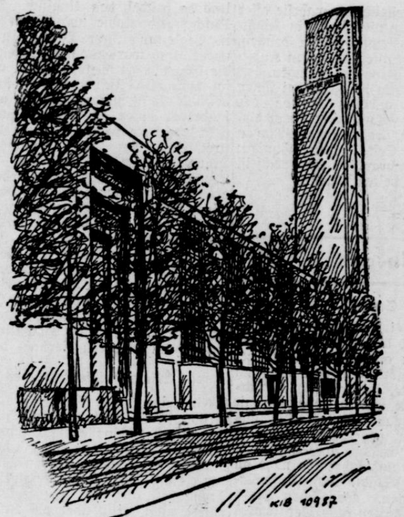
Auch unter den sogenannten Haus-, Feld- und Wiesensängern gibt es wieder Künstler, die über ihre Artgenossen in der Gesangskunst hinausragen. Die Haubenlerche ist zwar keine besondere Künstlerin, aber ich habe doch einmal eine gehört, die beinahe eine Viertelstunde lang, ohne sich Ruhe zu gönnen, und dabei sogar den hübschen Gesang des Hänflings trefflich nachzuahmen wußte. Schließlich muß ich hier auch einen Star erwähnen, den ich in meiner frühen Jugendzeit zu hören bekam. Sein Herr, ein bayrischer Ministerialrat und trefflicher Zitherspieler, hatte ihm neben manchem anderen den Freischützwalzer beigebracht, gewiß kein leichtes Stück, den der Vogel aber mit Vorliebe, und zwar tadellos, pfiff. Später gab ihm sein Besitzer einen jüngeren Gefährten, der wirklich sein Vorbild gut zu kopieren wußte, aber den Freischützwalzer pfiff er ihm nicht nach.

Es wäre eigentlich nicht zu verstehen, wenn nicht auch unsere Tondichter aus dem Vogelgesang manche Anregung schöpfen würden. Die Kohlmeise, ein sonst herzlich unbedeutender Sänger, ist gar von Mozart verewigt worden. Ihr charakteristisches „Zizigal" ist in den Anfangstakten von Figaros Lied „Dort vergnügt" heißes Flehn, süßes Wimmern", unschwer zu erkennen. Wenige werden auch wissen, daß der Drosselruf dem altpreußischen Zapfenstreich zur Vorlage gedient hat. Im „Waldweben" von Richard Wagners „Siegfried" vermögen wir die Nachtigall nicht nur, sondern auch den Pirol, den Baumpieper und den Girlitz heraus zu hören. Richard Wagner erzählt ja in seiner Selbstbiographie, er habe seine täglichen Spaziergänge in Zürich nach einem stillen Waldtal gelenkt, „um dort neue Weisen von Sängern kennen zu lernen, deren Gestalt ich nicht sah und deren Namen ich nicht wußte." Auch Schubert, dem die ganze belebte Natur zu belebten Tönen wurde, ist an den Vogelstimmen nicht spurlos vorübergegangen und ebenso wenig Beethoven, wie seine Pastoralsymphonie bezeugt.

Im Frühjahr ist die beste Zeit, die einzelnen Sänger in Wald und Feld kennen zu lernen. Freilich, die einzelnen Chorisien mit Sicherheit zu unterscheiden, ist nicht so einfach, dazu gehört mehrjährige Uebung, aber diese Uebung ist dafür auch ein einzigartiger Genuß.



Das für Paris bestimmte Beethoven-Denkmal des Bildhauers Benet.



Die St. Antonius-Kirche in Basel in modernem Baustil.

Frühling im Wienerwald

Wir wandern auf einem Hügelweg hin, einem jener vielen versteckten Zugänge, die von den ersten Vororten Wiens zu den Touristenstraßen führen. Sein Dornengestrüpp, womit er beiderseits eingefaßt ist, stellt sich ganz silhouettenhaft vor den landschaftlichen Raum. Entweder blickt das matte Wintergrün der eigenen Wiesenhänge durch; oder der drübere, gleichgerichtete Hügel des „Dreimarksteins"; oder ein falber Schein von klaffenden Wolken. Es ist Ende Februar und doch schon frühlinglich. Der freie Horizontstreif läßt ahnen, daß die milde Jahreszeit beginnt. Auch tönt der süße Finkenruf schon von den Pfirsichbäumchen der Weingärten. Man könnte es gar nicht begreifen, daß noch vor acht Tagen ein schneidender Winterwind über gefrorene Erde blies, wenn man nicht drüben unwahrscheinlich nah und wie herausgehoben das lichte Azur des Schneebergs mit seinen weiß schimmernden Ritzen und Schrunden sähe und weiter westlich die niederösterreichischen Berge, mit ihren Verschneidungen wie blaue Musik herübertönend und doch wieder irdisch durch das Glitzern der Schneefelder.

Auch herrscht noch herbstliche Weiträumigkeit überall. Der erste Querhand, der plötzlich bei einer Wegbiegung erscheint, zeigt braunen, kahlen Blätterboden, von dem sich die groben Verkrümmungen des Eichenhains schwarz abheben. Und ebenso kann man weit hinter Baumgruppen und Gesträuch den gelben Anstrich und die Schindeldächer des „Himmelhofklosters" gewahren und seine aufgeworfenen Aecker, wo wochentags Nonnen arbeiten. Der „Hermannskogel", der als ein einladendes Ziel eben aufgetaucht ist, läßt, obwohl ganz und gar bewaldet, doch den genauen Verlauf seiner sanften Kammlinie merken, von der sich die Stämme wie Schraffen in den Himmel zeichnen. Unausgefüllt und frei für den Wind liegt noch alles . . . .

In seiner Vielfalt gar nicht zu fassen, ist ein Gang zwischen diesen Hügeln, die „der Wienerwald" heißen. Von unzähligen Sonntagen her kennt man die Gegend wie das eigene Zimmer und empfängt doch jede Veränderung, die sich durch Jahreszeit und Wetter ergibt, immer aufs Neue. Wie gerne möchte man so im Vorübergehen das Bild festhalten, wo das vielfach gestufte Blau der Ferne sich gegen die Wiesen und schwarzweigigen Wälder des Vordergrunds abhebt. Oder rückwärts im Winkel: das Nebelbild des Stadtmeers. Oder: den Goldton über den Kämmen der Berge.

Der Weg biegt aber ab, die freie Aussicht verschwindet, und man geht auf breiter Automobilstraße und aufgenommen vom Strom der Ausflügler zum Schloß „Kobenzl". Man fühlt hier mit geheimnisvoller Schwermut den Atem vergangener Jahrhunderte. Bewirkt dies der Kahlenberg, der vorhin wie der Schloßberg einer Provinzstadt hinter Hängen und Wiesen herübergrüßte und wieder verschwand? Oder: das schöne Gebäude, das man eben passierte und das, zwar in ein Hotel verwandelt und beherrscht von weißröckigen Kellern dennoch den alten Zauber bewahrt hat? Oder: der hohe, friedhofartige Blätterteppich des nun betretenen Waldes, aus dem die riesenhaften Buchen in frühlingshaft schwarzer Feuchte ragen? . . .

Es leuchten uns, als wir die Veranda des Kahlenberghauses betreten, die Wolken des Westhimmels durch die ganze Reihe der Fenster entgegen. Die spärlichen Gäste in dem länglichen Raum haben sich an die Fensternische verteilt und sehen hinaus.

In einer abseitigen Ecke hält eine jugendliche Gesellschaft Tafelrunde ab. Sie sind um einen emsigen Gitarrenspieler gruppiert und singen im Chor die schmachtenden Lieder der Wiener Operette. Nun tritt ein Paar zum Tanze an, und man bekommt ein fast kindliches Mädchen zu sehen, das sich mit sinnlicher Anmut und hingegeben dem stampfenden Rhythmus moderner Tänze vor- und rückwärts bewegt oder sich manchmal herumschwingt. Der Exotisch mit seinem Gesang und Geklingel bleibt in Zusammenhang mit ihnen. Und es wird, wenn der Text etwas auf sie Anzügliches bekommt, die Stelle mit besonderer, scherzender Betonung vorgetragen.

Draußen verklingt das letzte Leuchten. Vor die Dämmerungshelle des Himmels schiebt sich jetzt blaues Gewölk und unten im nebligen Stadtbezirk tauchen die ersten Lichter auf. Man kann geradezu merken, wie sie sich vermehren, allerlei Ketten und Ansammlungen bilden und beinahe grell gegen die nahen Hügelhänge ansteigen. Nun treten auch die gewaltigeren Lichter, die ersten Sterne, aus dem abendlichen Horizont. Und indem ich von Gesang und Tanz bewegt auf das blaue und violette, von Funken und rötlichen Nebeln durchsetzte Reich niederschaue, das sich da eben aus Tageslicht und ofener Landschaft gebildet hat, ist es zugleich, als ob ich darüber eine Gestalt im Faltengewand gewahren würde, ruhig schwebend: den leichten, ahnungsvollen, liebereichen Genius Wiens.

Dr. Robert Braun.

Grillenfang in Florenz

Eine Volkssitte am Himmelfahrtstag.

Von Alice Fretin von Gaudy, z. Zt. Florenz.

In Florenz? Fängt man sie nicht überall, die Grillen? Und am reichlichsten in unserer zur Schwermut geneigten deutschen Heimat? Was sollen wir uns von den Grillen anderer Völker berichten lassen? Still, still: die Florentiner sind eigene Leutchen, und sie fangen die Grillen nicht nur figürlich, sondern tatsächlich in ihrer springenden Körperhaftigkeit, schwarz, mit gelbem Pelzkrägelein um das dicke Hälschen — und zwar am Himmelfahrtstag. Warum gerade dann? — das hat noch kein Sterblicher ergründet; aber es ist und bleibt Tatsache, seit den letzten Mediceer-Herzögen, daß am Himmelfahrtstag „der Grillo" gefangen wird. Damals zog ganz Florenz zu Fuß und zu Wagen, zu Pferd und zu Esel, mit reichlichen Mundvorräten hinaus in die herrlichen Anlagen der „Cascine", um in kühler Morgenstunde auf schwelenden Wiesen ländlich zu frühstücken. Da gab es Spiele und Belustigungen aller Art, Musik der denkbarsten und undenkbarsten Instrumente, Flirt und Schmachten. Die jungen Mädchen, daheim in klösterlicher Abgeschlossenheit gehalten, streiften gruppenweise durch die Büsche, „den Grillo zu fangen", und die Jünglinge kamen „zufällig" dazu. Da wurde Süßholz geraspelt — aber auch manch Bündnis angesponnen, dessen Wahrzeichen die Grille ward, die Hüterin stillen Herdglückes. Mit der Sonne lieg die Ausgelassenheit. Auf kleinen Tonöfchen brodelte das Essen; zahllose Verkäufer fanden sich ein und boten Leckerbissen, Früchte und Andenken feil; die Kinder sangen und tollten; die gesättigten Eltern schnarchten auf dem Rasen im Schatten der Steineichen und Zypressen beschauliche Leute spielten Karten oder klagten über die schlechten Zeiten. Am Nachmittag kam „der Hof" in zahllosen eleganten Karossen, von der spalierbildenden Menge andächtig angestaunt. Dann gab es Tanz und ländliches Fest auch in der herzoglichen Villa, und die Klänge der Blasinstrumente hallten herüber zu den Wiesen der Cascinen, wo sich beim lustig quiekenden Dudelsack die Florentiner Jugend drehte, bis der Mond am Himmel stand. Das ganze Jahr freute man sich auf den Tag des „Grillo".

Heute ist der „Grillenfang" zum Kinderfest geworden, zu einem Morgenspaziergang der Familie in die frühlingshelle Umgebung von Florenz. Wenn von der Cittadelle, der „Civetta", der 12 Uhr-Kanonenschuß dröhnt, sind die meisten wieder daheim in ihren kühlen Mauern und lassen die Sonne nach Herzenslust auf die zertretenen Wiesen brennen.

Auch der Grillenfang wird, wie so viele Volksbräuche, zu geschäftlichen Zwecken ausgenützt. Erwerbslustige haben sich seiner bemächtigt. Auf allen Plätzen von Florenz, an allen Toren wird am Himmelfahrtstag der „Grillo" verkauft, mehr oder minder vornehm; in Käfigen aus Papier, Draht, Weidenrinde — denn jedes Kind muß seinen Grillo haben, mit dem es ins Freie hinauszieht. Liebevoll mit Salatblättern gefüttert, gibt er sein eingekerkertes Leben meist schon am Abend, spätestens in einer Woche, an die Urelemente zurück, kaum noch betrauert von seinen kleinen Besitzern, die längst wieder andere Dinge im Kopfe haben. Böse Zungen behaupten im Volk, daß in die zuweilen etwas schlecht beleuchteten Käfige gelegentlich auch andere, „häufigere" Tiere eingeschmuggelt würden, z. B. die leicht zu erreichenden Küchenschaben —, aber die heutige Jugend ist in den Naturwissenschaften so aufgeklärt, daß sie solchen Betrug sofort entdecken und entrüstet zurückweisen würde.

Sicherlich geht dieses Grillenfest auf eine altheidnische Frühlingsfeier zurück. Die lateinischen Dichter priesen in ihren Oden das Heimchen, die zirpende Grille, als das Symbol häuslichen Glückes. Ein entzückendes herkulanisches Wandgemälde im Museum zu Neapel zeigt in unversehrter Frische die weiße Taube, das Sinnbild des Ehefriedens, vor ein Wägelchen gespannt, das als Kutscher eine Grille lenkt, die Hüterin des warmen, wohligen eigenen Herdes. Das Zirpen der Grille im Hause hatte eine gute Vorbedeutung — und jeder fühlte sich gesegnet, dem sie im stillen Mauerwinkel sang.

Pariser Straßen

Von Hans Bethge.

Paris, im Mai 1927.

Paris ist in seinem Gesamtcharakter schon eine ziemlich südliche Stadt. Alles drängt nach der Straße hin. Die Kaffees, deren es in dieser Stadt ja unzählige gibt, haben ausnahmslos breite „Terrassen" auf den Bürgersteigen, wo man sich niederläßt, um beschaulich das Leben an sich vorüberstreiben zu lassen. Alle Obst- und Gemüsehändler, die Fleischer, Buchhändler, überhaupt fast alle Kaufleute breiten ihre Waren mit Vorliebe auf Tischen vor den Häusern aus. Man sieht in den Quartieren des Volkes, wie Batignolles oder Montmartre, Garküchen im Freien, in denen fettige Kuchen und Fische gebraten werden. Fliegende Händler schreien ihre Waren aus, und Zeitungsjungen brüllen dahinrennend mit wilder Stimme die Namen ihrer Blätter, so daß man oftmals durch die große Stadt einer viel südlicheren Gegend zu schreiten glaubt.

Die Straßen dieser Weltstadt sind angefüllt mit monumentaler Schönheit, die auf einer Jahrhunderte alten Kultur beruht. Aeußerst empfindlich ist die ganze Anlage der Stadt